

"Was du ererbt von deinen Vätern ...": Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen [BIOS 4 (1991), Heft 1, 13-40]

Bertaux, Daniel; Bertaux-Wiame, Isabelle

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bertaux, D., & Bertaux-Wiame, I. (2019). "Was du ererbt von deinen Vätern ...": Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen [BIOS 4 (1991), Heft 1, 13-40]. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 32(1-2), 58-83. <https://doi.org/10.3224/bios.v32i1-2.08>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

„Was du ererbt von deinen Vätern ...“

Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen¹

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame

[*BIOS 4 (1991), Heft 1, 13-40*]

Was du ererbt von deinen Vätern hast/
Erwirb es, um es zu besitzen!
(Goethe, *Faust I*, Nacht)

Einleitung

Die Soziologen, die sich als erste mit den Fragen sozialer Schichtung auseinandersetzen, gingen nicht vom Individuum, sondern von der Familie als Grundeinheit aus. Doch mit der Entwicklung des repräsentativen Stichprobenverfahrens, das das Individuum als Grundeinheit nimmt, verschwand diese Orientierung innerhalb der Soziologie. So hat bedauerlicherweise eine methodische Festlegung eine theoretische Perspektive dem Vergessen preisgegeben.

Seit einigen Jahren bemühen wir uns, diese „familialistische“ Blickrichtung bei Fragen sozialer Schichtung und Mobilität wieder aufzugreifen und weiterzuentwickeln. So begreifen wir beispielsweise den *sozialen* Status als Merkmal familialer Gruppen und nicht als Attribut einzeln erfasster Individuen; letztere haben eine *berufliche Stellung*, was durchaus nicht dasselbe ist. Der Gedanke, den sozialen Status als Merkmal familialer Gruppen zu fassen, führt zu der Vorstellung von *sozialen Familien-Lebensläufen* [*trajectoires sociales familiales*], verstanden als Abfolge der sozialen Status einer Familie. Dass eine Familie, langfristig gesehen, eine „Einheit“ darstellt, die sich in jeder Generation teilt und neu zusammensetzt, widerspricht der Vorstellung ihres Fortbestandes nicht, sondern macht sie umso komplexer und interessanter. Zudem gehen wir davon aus, dass ein attraktiver sozialer Status in einer Klassengesellschaft – im Gegensatz zu einer Kasten- oder Ständegesellschaft – nicht als solcher von den Eltern auf die Kinder übertragen werden kann: Die Eltern können nur Statuselemente (zum Beispiel ökonomische und kulturelle Elemente, oder solche, die die Verortung im sozialen Raum betreffen) den Kindern zugänglich machen oder übertragen, auf deren Grundlage sie dann einen sozialen Status aufbauen können. Die „Reproduktion“ hat nichts Mechanisches an sich, sie ist ein dynamischer Prozess.

¹ Diesem Text liegt die überarbeitete Fassung des Aufsatzes „Le patrimoine et sa lignée: transmissions et mobilité sociale sur cinq générations“, in: *Life Stories/Récits de vie*, 1988, Heft 4, 8-26, zugrunde. Die deutsche Übersetzung von Angela Rammstedt und Charlotte Heinritz ist von Daniel Bertaux autorisiert.

Mit diesen wenigen Grundannahmen wird eine Soziologie der Schichtung und sozialen Mobilität möglich, die endlich auch die Frauen berücksichtigt und in der Familienbeziehungen und viele andere Phänomene ihren Platz finden, wie zum Beispiel die zunehmende Differenzierung der schulischen, beruflichen und letztlich sozialen Lebensläufe gemeinsam erzogener Geschwister. Diese theoretische Perspektive erforderte ein angemessenes methodisches Verfahren; hierfür haben wir mit der Erhebung und Auswertung von *Familiengeschichten* einen neuen Zugang zur Erkenntnis des Sozialen entwickelt (Bertaux/Bertaux-Wiame 1981; 1984; 1986).

Familiengeschichten bieten in der Tat einen überaus fruchtbaren Zugang zu den Entstehungsprozessen sozialer (individueller *und* familialer) Lebensläufe; dies gilt vor allem für die Prozesse, die man als *innere* Prozesse von Familien und Individuen bezeichnen könnte, um sie von den *äußeren* Prozessen (Arbeitsmarkt, soziale Rahmenbedingungen, kollektive historische Ereignisse) abzusetzen. Ist beispielsweise die Karriereentwicklung von Arbeitnehmern vom ersten Arbeitsplatz an vorwiegend auf externe Prozesse zurückzuführen, so erweist sich die Entscheidung für diesen ersten Arbeitsplatz, von der die gesamte weitere Karriere abhängen wird, als weitgehend durch die Herkunftsfamilie bestimmt. Dieses erste Sozialisationsmilieu ist jeweils geprägt durch ein bestimmtes (und zumindest in Frankreich je nach Familie unterschiedliches) Niveau ökonomischer, ausbildungsspezifischer und kultureller Ressourcen, unterschiedlicher Zugangschancen zu öffentlichen Bildungseinrichtungen und zum Arbeitsmarkt sowie durch *kulturelle Mikroklimata*, die sogar innerhalb desselben sozialen Milieus stark voneinander abweichen. Die Kinder, die inmitten dieser so verschiedenartigen Mikroklimata und mit so ungleichen Ressourcen aufwachsen, verkörpern diese Unterschiede in ihrer Lebensart und beispielsweise in ihrem Verhältnis zur Schule, zum Geld, zur Zukunft. Unter diesen multidimensionalen Unterschieden ist die statistische Variable „Beruf des Vaters“ nur ein rudimentärer Indikator.

Familiengeschichten leisten jedoch weit mehr als ein Sichtbarmachen dessen, was sich hinter der *sozialen Herkunft* eines Individuums verbirgt: Sie verschieben den Blick und lenken die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Individuen und ihren Lebenslauf, sondern auf das *Verhältnis* von Eltern und Kindern oder – allgemeiner – der Generationen untereinander sowie innerhalb einer Generation. Die Sozialisationsprozesse vollziehen sich im Umfeld verschiedenartigster *Transmissionen*² und zwar von Verhaltens- und Einstellungsmustern, von Werten und Tabus sowie von Ressourcen, die vom Sprach-, Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögen, von der Ausbildung, von den kommunikativen und affektiven Fähigkeiten und schließlich von den ökonomischen Ressourcen und dem Familienbesitz abhängen. Diese Transmissionen sind mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger gewollt; einige können vollkommen unbeabsichtigt sein, ja sogar den bewusst angestrebten Zielen zuwiderlaufen. Sie werden von denen, für die sie bestimmt sind, mehr oder weniger „angenommen“ oder angeeignet. Auf jeden Fall wird das, was ein Kind jeweils davon „behält“, nicht nur seine Persönlichkeit

2 [Da das französische „transmission“ im Kontext dieses Aufsatzes sowohl das Bedeutungsfeld „Übertragung, Weitergabe“ im weiteren, als auch „Vererbung“ und „Überlieferung“ im engeren Sinne umfasst, aber keiner der möglichen deutschen Begriffe diesem gesamten Bedeutungsumfeld entspricht, haben wir in der vorliegenden Übersetzung den Begriff Transmission gewählt. Dieser weite Konnotationsrahmen gilt auch für „transmissibilität“ und „transmettre“, die wir mit „Übertragbarkeit“ bzw. „übertragen“ übersetzt haben; d. Ü.]

weitgehend bestimmen, sondern zum Beispiel auch seine Schullaufbahn, seine Einbindung ins Berufsleben (den Ausgangspunkt seiner beruflichen Ausbildung), ja sogar seine soziale Einbindung beeinflussen.

Wir bearbeiten also Familiengeschichten unter der Fragestellung, wie es zur „Bildung sozialer Lebensläufe“ kommt und welche besondere Bedeutung dabei der *Transmission* zukommt. Bei der Erhebung der Familiengeschichten haben wir unseren Gesprächspartnern die Gestaltung ihrer Erzählung überlassen, soweit sich dies als möglich erwies; der Interviewer hatte lediglich einen offenen Leitfaden als Erinnerungsstütze für die Themen im Hinterkopf, die im Gesprächsverlauf angesprochen werden sollten. Die Rekonstruktion des genealogischen Stammbaumes, der zumindest bis zu den beiden Großelternpaaren des Interviewpartners (EGO) zurückgeht und *alle* Nachkommen dieser beiden Paare wie auch deren Ehepartner miteinschließt, war häufig Anlass zur Verlängerung des Gesprächs.

Hier soll uns nun vor allem die Frage der *Analyse* interessieren: Wie lässt sich die Vielzahl soziologischer Elemente, die implizit in jeder Familiengeschichte enthalten sind, explizit machen?

Eine *vergleichende* Analyse ist sicher die beste Methode. Nehmen wir beispielsweise zehn Familien, deren Großeltern zu Beginn dieses Jahrhunderts Bauern waren, und vergleichen ihre Schicksale: An der späteren Differenzierung der Berufswege der einzelnen Familienmitglieder lässt sich jeweils deutlich ablesen, welche Bedeutung den externen und internen Faktoren, der von Anfang an bestehenden Verschiedenartigkeit der Ressourcen (mag sie auch noch so gering sein), dem lokalen Kontext, den familialen Mikroklimata und anderen speziellen Phänomenen, an die man zuvor überhaupt nicht gedacht hat, zukommt. Hat man sich dann hinreichend gute Kenntnisse darüber erworben, welches Schicksal bei einer bestimmten sozialen Herkunft und innerhalb eines bestimmten historischen Zeitraumes wahrscheinlich, möglich oder auch unerreichbar war – das heißt, hat man, um Sartres Ausdruck aufzugreifen das Feld des Möglichen abgesteckt –, so wird man dann genauso mit anderen sozialen Milieus verfahren können. Erst dann wird es möglich, zum nächsten Forschungsschritt überzugehen und die *Felder des Möglichen verschiedener sozialer Milieus in einem bestimmten historischen Zeitraum zu vergleichen*.

Zuvor jedoch gilt es zu verstehen, was uns *jede* Familiengeschichte mitzuteilen hat und vor allem, was sie soziologisch bedeutet. Die Hauptschwierigkeit dieser Analysephase liegt im Fehlen einer Vergleichsdimension, einer „Variation der Variablen“. Darüber hinaus haben Fallstudien in der Soziologie keine Tradition. Der aristotelische Grundsatz „Es gibt nur eine Wissenschaft vom Allgemeinen“ verleitet zu schnell dazu, sich nicht für den Einzelfall zu interessieren, obwohl dieser doch offensichtlich immer auch eine allgemeine Dimension aufweist. Jede Familiengeschichte ist nur zum Teil einmalig; in einigen Punkten stimmt sie mit vielen, in vielen nur mit wenigen anderen Familiengeschichten überein. Das Allgemeine ist kein Vorrecht der hohen Zahl, es lässt sich auch im Einzelfall entdecken.

Die Familiengeschichte, die wir hier analysieren wollen – oder vielmehr die Erzählung, die ein Mitglied dieser Familie daraus gemacht hat – wurde in einer kleinen Stadt Mittelfrankreichs (im Folgenden „Sauveterre“) erhoben. Wir haben sie ausgewählt, weil sie uns einen Aspekt des allgemeinen Phänomens der Transmissionen besonders deutlich zu illustrieren schien: die Transmission von *handwerklichem Kapital*. In vier aufeinanderfolgenden Generationen waren die männlichen Mitglieder dieser Familie

Handwerker: ein Müller, ein Bäcker, ein Getreidehändler und schließlich ein Viehfutterproduzent Da wir außerdem herauszufinden suchten, inwiefern innerhalb einer Familie der Besitz eines Produktionsmittels (oder eines Handelsgeschäftes) die Schicksale der Nachfahren bestimmt oder auf ihnen lastet, schien uns diese Familiengeschichte einer eingehenden Analyse wert.³

Im Laufe der Arbeit zeigte sich, dass diese Fallstudie auch Überlegungen zu einer weitaus allgemeineren Problematik zuließ, nämlich zur Frage: Wer oder was steuert die individuellen Lebensläufe, die *Individuen* selbst oder die *soziostrukturellen Bedingungen*? So zugespitzt mag die Alternative vielleicht lächerlich erscheinen, sie ist dennoch unterschwellig in allen Konzepten enthalten, die in der Soziologie sozialer Mobilität Verwendung finden. So bestärken ganz offensichtlich Begriffe wie Reproduktion, Mobilitäts-Hindernis und soziale Homogamie (bei der Wahl des Ehepartners) die strukturalistisch-objektivistische Konzeption, während Begriffe wie *achievement*, *status attainment process* oder *Strategie* die entgegengesetzte Konzeption verstärken. „Nicht der Bauer erbt das Land, sondern das Land erbt den Bauern“ heißt es im Volksmund, wir wollen sehen, ob dies auch für unseren Fall, einer Handwerkerfamilie, zutrifft.

I. Die Geschichte einer Familienlinie über fünf Generationen

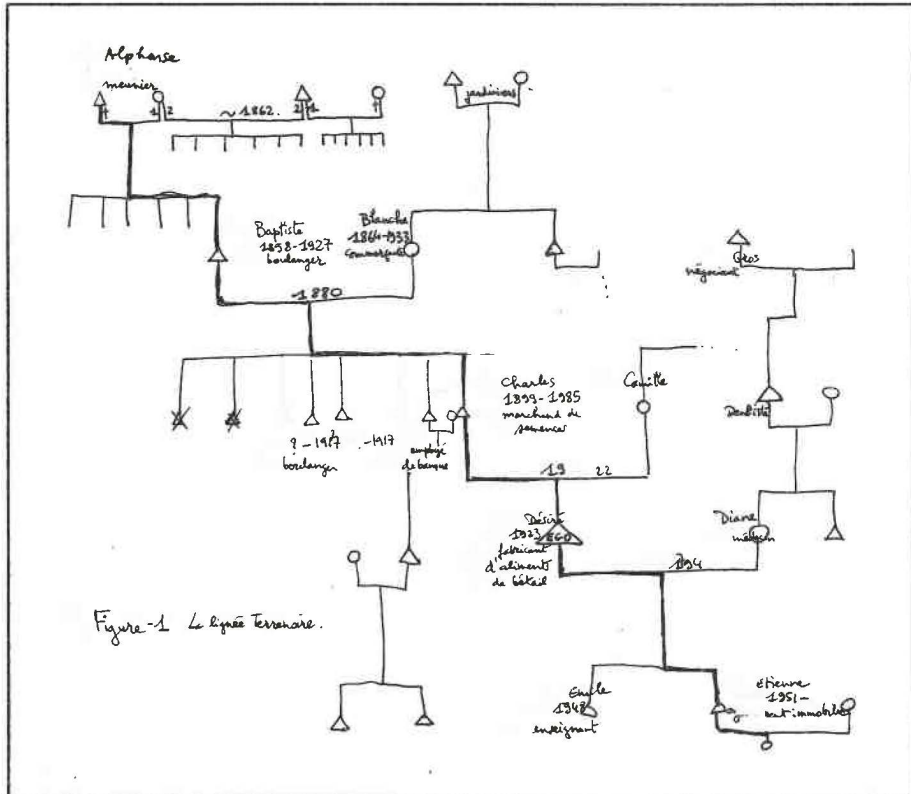
Sauveterre, Oktober 1987. Désiré Terrenoire, 65 Jahre alt und im Ruhestand, erzählt:

Mein Vater, der vor etwas mehr als einem Jahr verstorben ist, war von hier gebürtig, er ist 1899 geboren und 1985 verstorben, im Alter von 86 Jahren. Sein Vater, das heißt mein Großvater, war nicht weit von hier 1858 geboren, als Sohn einer Landwirtsfamilie (...) kleine Müller. In Beauvallon stellten die kleinen Mühlen der Gegend seinerzeit nicht nur Mehl her, sondern hatten auch die Ausrüstung, um Cidre zu machen, Walnußöl zu machen, und es gab dort auch eine kleine Färberei. Dies alles funktionierte mit der Mühle nahe an einem kleinen Bachlauf, der sehr fischreich war, ein Paradies für Angler: es gab sehr viele Forellen, wie mein Großvater sagte.

Der Großvater Baptiste ist der Jüngste in einer Familie mit sieben Kindern. Er ist noch ganz klein, als sein Vater Alphonse⁴, ein Landmüller, stirbt. Seine Mutter verheiratet sich erneut mit einem Landwirt, auch er ist Witwer und Vater von sechs Kindern (aus dieser zweiten Ehe werden noch sechs Kinder geboren werden). Baptiste wird von seiner Großmutter aufgezogen werden, weil „es Familienprobleme gegeben hatte“.

3 Diese Untersuchung konnte dank eines vom CNRS finanzierten Forschungsprojektes im Rahmen des Programms „Comparaisons franco-britanniques“ durchgeführt werden. Auf englischer Seite wurde das Projekt von Paul Thompson geleitet, der mit Forschungsmitteln des Social Science Research Council hundert Familiengeschichten erhoben hat.

4 Bei der Anonymisierung der genannten Personen haben wir Vornamen ausgesucht, deren Initialen auf die jeweilige Generation verweisen: Der Müller erhielt einen Vornamen mit dem Anfangsbuchstaben A, seine Söhne Vornamen, die mit B beginnen usw. Diese Systematik wurde auch auf die Vornamen der Ehefrauen ausgedehnt (Blanche, Camille, Diane).



Stammbaum der Familie Terrenoire

Etwa im Alter von 17 oder 18 Jahren geht Baptiste als Bäckerlehrling nach Sauveterre. Einige Jahre später, 1880, eröffnet der junge Mann seine eigene Bäckerei am Stadtrand, in der Straße, die zu seinem Geburtsort führt.

(...) Das Haus war sehr winzig, die Backstube war im Erdgeschoß (...) Es ist ziemlich schwer zu beschreiben, weil das Haus an der Kreuzung zweier Landstraßen lag. An der Straße nach R. ist es höher als an der anderen Straße, so gibt es praktisch zwei Erdgeschosse (...) da ist ein Höhenunterschied. Die Backstube befand sich auf der einen Seite und die Bäckerei auf der anderen, aber über der Backstube. Darüber war eine Küche und ein kleines Zimmer, und im zweiten Stock waren ebenfalls zwei Zimmer.

Mit 22 Jahren macht sich der junge Mann selbständig. Er heiratet ein 16-jähriges Mädchen, deren Eltern Gärtner sind; „sie handelten mit Gemüsepflanzen“.

Mein Großvater war für die damalige Zeit ein ziemlich großer Mann, ein ziemlich schöner Mann, und so hatte meine Großmutter ihn dann auch bemerkt. Aber sie hatte ihn nur in seiner Bäckerkleidung gesehen. Als sie heirateten, hat er seinen Hochzeitsanzug angezogen, sie hat ihn kaum wiedererkannt. Und als

Hochzeitsreise haben sie eine Kutsche genommen und dann sind sie wenige Kilometer weit weggefahren, und in der Hochzeitsnacht ist er dann um zwei Uhr morgens aufgestanden, um sein Brot backen zu gehen! Meine Großmutter hat mir das erzählt.

Das Familienleben orientiert sich ausschließlich an der Bäckerei. Die junge Frau kümmert sich um den Laden; aber das meiste verkauft Baptiste im ländlichen Umland auf seinen nachmittäglichen „Touren“ mit seinem Karren.

Meine Großmutter war eine sehr lebhaft, sehr dynamische Person. Sie hatte den Laden und auch das Lebensmittelgeschäft. Sie handelten auch mit Ackerbau-Produkten, Saatkorn und Dünger. Und meine Großmutter war eine sehr geschäftstüchtige, sehr aktive Person, die damals nicht davor zurückschreckte, nach Bordeaux (120 Kilometer entfernt) zu fahren, um Saatkorn zu kaufen, oder nach Toulouse, um Teigwaren oder Düngemittel zu kaufen, um Geschäfte zu machen, und allein.

Mein Großvater kümmerte sich ausschließlich um seine Bäckerei, um die Herstellung des Brotes, und er kümmerte sich um einen kleinen Garten. Das begeisterte ihn, Gartenarbeit begeisterte ihn. Er baute unheimlich viel Erdbeeren an, so viele, daß er große Mengen davon wieder verkaufte. Mein Großvater hatte seinen Garten mit einer Bewässerungsanlage angelegt: Da war ein Brunnen, es war sehr fruchtbar.

Baptiste und Blanche werden sechs Kinder haben, wovon zwei bereits im Kindesalter sterben werden. Vier zwischen 1882 und 1899 geborene Söhne werden übrigbleiben, zwei davon 1917 fallen. Charles, der Vater unseres Gesprächspartners, ist der jüngste der vier.

Charles schließt zunächst seine Grundschulzeit ab, geht dann zwei Jahre auf die höhere Schule und übernimmt im Alter von 16 Jahren eine Stelle als Bankangestellter. Aber unmittelbar nach dem Krieg gibt er diese Stelle auf, die er seit annähernd zwei Jahren innehatte, um seinem Vater zu helfen. Er heiratet 1922 ein junges Mädchen, das als Hausangestellte bei Privatleuten in derselben Straße arbeitete.

Meine Mutter stammte aus einer Nachbargegend, aus einer kinderreichen und nicht sehr wohlhabenden Familie. Sie mußte sehr früh „in Stellung“ gehen, mit 11 Jahren. Später, so mit 15, 16 Jahren ist sie dann in die Stadt gekommen, um als Dienstmädchen bei Leuten zu arbeiten, die in derselben Straße wohnen wie mein Vater. So hat er meine Mutter kennengelernt.

Die beiden Familien arrangieren sich. Da der Bäcker und seine Frau über der Bäckerei wohnten, zieht der junge Mann in ein einige Nummern weiter entferntes Haus in derselben Straße, das der Vater wenige Jahre zuvor gekauft hat. Charles' älterer Bruder, Bankangestellter, der sich ebenfalls verheiratet hat, wohnt dort bereits. Seine Frau ist Postangestellte. 1923, also ein Jahr nach ihrer Heirat, bekommen Charles und seine Frau Camille einen Sohn: Désiré, den Erzähler dieser Geschichte. Zu seiner Eltern wie auch zu seinem eigenen großen Bedauern bleibt Désiré ein Einzelkind. Vier Jahre später, 1927, stirbt sein Großvater Baptiste. Es folgt eine allgemeine Reorganisation:

Da das Lebensmittelgeschäft und der Handel mit Ackerbauprodukten ein etwas größeres Ausmaß angenommen hatte, hat mein Vater einen Arbeiter für die Bäckerei eingestellt und ein Dienstmädchen, das gleichzeitig im Laden und im Hause bediente. Die beiden Angestellten aßen mit uns: so war das Familienleben. Ich treffe übrigens ab und zu den Bäckergehilfen, der zwei Jahre älter als mein Vater war. Er ist jetzt 90 oder 91 Jahre alt. Er war es vor allem, der das Brot buk, mein Vater half ihm zwar beim Einschieben in den Backofen, aber das meiste wurde von ihm gemacht, und vorher von meinem Großvater. Mein Vater dagegen kümmerte sich hauptsächlich um den Verkauf, den Handel, um die Führung der Geschäfte mit den Lebensmitteln und den Ackerbauprodukten und um seine Brot-Touren.

Die Eltern Charles und Camille ziehen jetzt über die Bäckerei, während Désirés Großmutter von jetzt an mit ihm zusammenwohnt; sie wird sich in Zukunft um ihn kümmern:

Ich bin von meiner Großmutter sehr verhätschelt worden. Ich war bei meinen Eltern bis zum Alter von vier Jahren und danach hat mich meine Großmutter bis zum Alter von 9, 10 Jahren betreut. Ich wurde verhätschelt, wirklich (...) zu sehr. Zum Beispiel, sie hatte Asthma und – seinerzeit war das immerhin ziemlich selten – sie machte Thermalkuren und nahm mich mit. Ich bin mit ihr drei Jahre hintereinander mitgefahren. Ich war zufrieden, denn wir beide machten nicht nur ihre Kur, sondern auch ein bisschen Lokaltourismus. Ich war zwischen sieben und zehn Jahre alt. Ich bin an den gleichen Ort zurückgekommen, 50 Jahre danach, ich war mit meiner Frau unterwegs, und ich habe die Dame wiedergesehen, die damals Zimmermädchen im Hotel war, und die sich an meine Großmutter erinnerte. Weil sie dynamisch war, hat man sie beachtet (...) Sie sprach viel, sie informierte sich gern, sie verfolgte die Politik, sie war politisch nicht festgelegt, aber sie beschäftigte sich gern damit (...) Das war in jener Zeit ziemlich selten für eine Frau aus unseren Gegenden.

In dieser Atmosphäre liebevoller Zuwendung hat der kleine Désiré auch noch das Glück, von einem Lehrer aus seiner Familie „begleitet“ zu werden. Er besucht eine (staatliche) Grundschule, die nach einem Neffen seiner Großmutter benannt ist, einem im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten. Der Bruder dieses Neffen ist Lehrer an dieser Schule. Aufgrund dieser guten Rahmenbedingungen verbindet Désiré angenehme Erinnerungen mit seiner Schulzeit.

Ich war zehn Jahre alt, als meine Großmutter verstarb, genau zehn Jahre war ich alt. Ihr Tod ist mir nahe gegangen. Sie war eine unheimlich energische Frau, wie ich Ihnen schon gesagt habe (...) Sie hat ihren Tod kommen sehen, und sie war immerhin ziemlich gläubig – sie war nicht bigott, sie war katholisch, aber sie war sehr aufgeschlossen – und sie hat darauf bestanden, die Letzte Ölung in Anwesenheit ihrer beiden Enkel zu empfangen, das ist ziemlich (...) sie ist eine sehr energische Frau (...) Das hat mich doch geprägt, das hat mich geprägt.

Nach dem Tod der Großmutter wird der vom Großvater Baptiste zusammengetragene Familienbesitz zwischen Charles und dessen Bruder aufgeteilt. Charles behält das Haus

mit der Bäckerei. Sein Sohn Désiré bewohnt von nun an dort ein kleines Zimmer im zweiten Stock; das Haus, in dem er mit seiner Großmutter lebte, wird Eigentum seines Onkels väterlicherseits (Charles' Bruder), der ebenfalls nur einen Sohn hat. Charles behält zudem noch ein drittes Haus, das der Großvater Baptiste in derselben Straße gekauft hatte und das als Warenlager dient. Im folgenden Jahr kauft er das Nachbarhaus der Bäckerei, um die Wohnräume zu erweitern, weil „es wirklich winzig war“.

Désiré besteht im sechsten Schuljahr die Aufnahmeprüfung zur höheren Schule. Er besucht sie bis zum Abschluss mit dem Baccalauréat ohne bemerkenswerte Schwierigkeiten, wobei er durch die Familie Ansporn und Unterstützung erfährt.

Mein Vater hätte es gern gesehen, daß ich ins Lehramt gehe. Ich muß sagen, daß ich keine sehr klare Vorstellung hatte (...) und dann, wir waren drei Kameraden, und von den dreien sagt einer am Ende des Bacc: „Wenn wir jetzt für eine Aufnahmeprüfung lernten (...)“ ich war 18 Jahre alt, „wenn wir die Prüfung für die Offiziersschule der Handelsmarine in Marseille machten.“ Für Landratten war das ziemlich ungewöhnlich.

Aber es gab hier dennoch einige Vorgänger: Ich hatte einen Freund, der älter war als ich, der Berufsoffizier war, und ich kannte seine Eltern gut.

Die drei Kameraden bestehen die Aufnahmeprüfung, die relativ schwer war (von 300 Kandidaten wurden nur 60 angenommen). Désiré besucht diese Schule zwei Jahre lang, fällt dann aber durchs Abschlussexamen.

Wir waren jung, uns waren keine Grenzen gesetzt, und wir hätten leicht das Examen wiederholen können; aber das war 1943, ich war zwanzig. Es war die Zeit der Besatzung. Ja, und ohne dazu verpflichtet zu sein, hatte ich mich '42 bei der Compagnie des Messageries Maritimes [Seetransportgesellschaft, d. Ü.] eingeschrieben, ich sollte nach Schwarzafrika fahren, aber das Schiff konnte die Reede nicht verlassen, ich habe dort eineinhalb Monate gewartet. Das hat mir dann '43 eingebracht, daß ich zum Service du Travail Obligatoire [Zwangsarbeit, d. Ü.] in der Ostsee dienstverpflichtet wurde, als Offiziersschüler in der deutschen Marine.

Diese Aussicht scheint Désiré Terrenoire keineswegs verlockend; wie viele andere Jugendliche zu dieser Zeit zog er es vor, in den Widerstand zu gehen. Gegen Kriegsende nutzt er eine Gelegenheit zum Besuch von Intensivkursen für Offiziersschüler in der Armee. 1945 – er ist jetzt Unterleutnant der Artillerie – verpflichtet er sich zur Teilnahme an einem Expeditionskorps in den Fernen Osten und wartet auf die Abreise in den Pazifik. Doch die Kapitulation Japans macht seine Verpflichtung hinfällig.

Ich konnte mich um einen Einsatz in Indochina bewerben, aber das wollte ich nicht. Ich habe gemerkt, daß mir die Militärlaufbahn nicht gefiel. Man hat mich nach R. in die Nähe meines Heimortes zurückgeschickt, da bin ich fast drei Monate geblieben und habe darauf gewartet, aus der Armee entlassen zu werden. Ich hatte einige Vorstellungen über meine Zukunft; mir war klar geworden, daß ich sehr selbständig war, daß ich meine Karriere in der Armee nicht fortsetzen konnte, auch nicht so etwas Ähnliches.

In diesen wenigen Monaten beantragt Désiré Terrenoire die Handelszulassungen, die sein Vater nicht besaß und die den Handel mit Getreide zuließen. Als er endlich aus der Armee entlassen wird, kehrt er mit diesem neuen Trumpf in der Hand nach Sauveterre zurück und tritt in das Geschäft seines Vaters ein, und zwar mit „der festen Vorstellung, Viehfutter herzustellen“.

Er hat noch andere Gründe, nach Sauveterre zurückzukehren: Er hatte ein gleichaltriges Mädchen kennengelernt, Diane Lemaire, die mit ihm die höhere Schule besucht hatte.

(...) Ich kannte sie praktisch nicht. Zu ihrem 18. Geburtstag veranstaltete sie eine Geburtstagsfeier und hat mich einfach so eingeladen, wie irgendeinen Kameraden (...) Sie hatte meine Kameraden eingeladen, die sie besser kannte als mich, und ich stand gerade mit diesen Kameraden zusammen, da sagt sie zu mir: „Sie können auch kommen“, einfach so, das ist alles. Von diesem Geburtstag an sind wir sechs Jahre lang oft zusammengekommen, mit Höhen und Tiefen. Ich war in Marseille als Offiziersschüler, heiraten wollte ich nicht, das ist nicht schwer zu verstehen: Es war unvereinbar mit der Marine. Wir haben '47 geheiratet. Sie hatte Medizin studiert, hatte aber '47 ihr Studium noch nicht ganz abgeschlossen. Sie hat dann im folgenden Jahr '48 ihren Doktor gemacht. Unser erster Sohn wurde kurz danach geboren.

Diane stammt aus einer in Sauveterre sehr angesehenen Familie. Ihr Vater und ihr Onkel sind dort Zahnärzte. Sie selbst arbeitet einige Jahre lang als Schulärztin in einer Nachbarstadt. Die Geburt eines zweiten Sohnes veranlasst sie 1952, vorübergehend ihre medizinische Tätigkeit aufzugeben. Zwei Jahre später wird ihr nahegelegt, ein regionales medizinisches Versorgungszentrum zu gründen. Daraufhin macht sie das für den Erhalt dieser Position erforderliche Staatsexamen. Zurzeit ist sie immer noch Leiterin dieses Zentrums, das sich in den dreißig Jahren erweitert hat.

In den ersten Ehejahren bewohnte das junge Paar eine der Wohnungen der Familie Terrenoire (das an die Bäckerei angrenzende Haus). Sehr bald schon bietet sich für Désiré eine andere Möglichkeit. Der Großvater seiner Frau bietet gerade Ladenräume zum Verkauf an; diese Gelegenheit nutzt Désiré Terrenoire und kauft sie ebenso wie ein daran angrenzendes Haus, das einer älteren Tante gehörte. Auf diese Weise rückt er näher ins Stadtzentrum und kann die Verwirklichung seiner Idee weiterverfolgen, nämlich Viehfutter herzustellen und es direkt an die Landwirte zu verkaufen. In den Jahren zwischen 1952 und 1958 setzt er sich immer stärker dafür ein.

Es gab hier einen Herrn, der ein auf regionaler Ebene sehr bedeutendes Unternehmen für Viehfutterproduktion besaß. Das war ein Unternehmen, das praktisch alle Viehfutterorten für die Region herstellte, und genau von der Idee bin ich ausgegangen, daß, wenn einer alles herstellt, wahrscheinlich noch Platz für einen Bescheideneren da ist. Dann wieder habe ich daran gedacht, Offizier bei der Gendarmerie zu werden, aber (...) Ich hätte es leicht werden können, aber doch ein oder zwei Jahre später, weil es am Anfang sehr schwer ist, ein Geschäft aufzubauen. Mir wurde klar, daß das schwierig ist, aber ich hatte die Viehfutterherstellung sozusagen immer im Hinterkopf.

Herr Terrenoire erkennt den neuen Bedarf der Bauern richtig. Aber er ist nicht der einzige: Die Ortsgenossenschaft beginnt ebenfalls mit der Viehfutterherstellung. Herr Terrenoire bemüht sich um einen Zusammenschluss mit ihr, doch ohne Erfolg.

Ich habe also so viel Viehfutter hergestellt, daß irgendwann dann mein kleines Unternehmen gut angelaufen war, aber ich war zu klein. Ich mußte daran denken, mich zu vergrößern. Ich habe ein Grundstück im Industriegebiet beantragt, um eine größere Werkshalle bauen zu können. Aber selbst um eine relativ bescheidene kleine Fabrik aufzubauen, waren große Kapitalmengen erforderlich: Ich war schon 44 oder 45 Jahre alt, und ich habe gezögert.

Wir sind jetzt im Jahre 1968. Herr Terrenoire zögert aus mehr als einem Grund. Sein Geschäft hat regionale Bedeutung erlangt dank einer fruchtbaren Verbindung mit einem anderen Unternehmen, das am anderen Ende der Region errichtet worden war. Aber nach einigen Schwierigkeiten mit den Leitern dieses Unternehmens will er diese Verbindung lösen. Zu ebendieser Zeit erhält die Ortsgenossenschaft einen neuen Präsidenten, den er persönlich kennt. Als dieser Präsident ihm eine Fusion vorschlägt, das heißt, seine Kundschaft einzubringen und selbst leitender Angestellter in der Genossenschaft zu werden, nimmt er sofort an.

(...) Mein ganzes Unternehmen ist an die Ortsgenossenschaft übergegangen, die eine große Genossenschaft war. Ich bin dort als kaufmännischer Leiter eingetreten, und ich konnte meine Betriebsräume zu Wohnungen umbauen, die ich vermietet habe. Ich bin dort 10 Jahre lang geblieben, und aus ziemlich schwerwiegenden gesundheitlichen Gründen habe ich noch vor Erreichen des Ruhestandsalters aufgehört.

Herr und Frau Terrenoire haben zwei Söhne bekommen, die in dem Haus im Stadtzentrum aufgewachsen sind. Der ältere hat ein Medizinstudium begonnen, sich dann aber dem Lehramt zugewandt; er ist Junggeselle, aber gesundheitlich sehr labil; er hat zurzeit weder Heiratsabsichten noch setzt er sich ernsthaft für seine berufliche Zukunft ein. Der zweite hat Architektur studiert, eine Zeit lang an einer Technikerschule unterrichtet und ist dann nach Sauveterre zurückgekommen, um sich als Immobilienhändler selbständig zu machen. Seine junge Frau arbeitet ebenfalls in dem Maklerbüro; sie haben eine etwa zehn Jahre alte kleine Tochter. Das Paar wohnt in dem Haus im Stadtzentrum.

Herr und Frau Terrenoire haben sich jetzt in einer Villa eingerichtet, die sie auf einer Anhöhe haben bauen lassen. Hier, in dem weiträumigen und sonnendurchfluteten Wohnzimmer mit Blick auf Sauveterre und seine ländliche Umgebung, hat Herr Terrenoire die Geschichte seiner Familie erzählt; dabei hat er seine Erzählung mit weitausholenden Handbewegungen unterstrichen und auf den einen oder anderen Ort gedeutet, wie zum Beispiel auf das Haus seiner Schwiegereltern, das man bei klarem Wetter von der Villa aus erkennen kann, oder auf die alte Mühle, die Wiege der Familie, die man hinter den Feldern und Wäldern erahnt.

II. Strukturen, Feld des Möglichen, Determination

Vor uns liegt eine männliche Familienlinie über vier Generationen: Baptiste hatte zwei Söhne, die das Erwachsenenalter erreichten; sein Sohn Charles hatte einen einzigen Sohn, Désiré; und dieser hat zwei Söhne, Emile und Etienne. Somit ist diese Familiengeschichte relativ leicht zu erfassen.

1. Die Abfolge der Berufe

Es handelt sich hier um eine Handwerkerlinie – Handwerker im weiten Sinne verstanden als „jemand, der ein Arbeitsmittel besitzt und selbst damit arbeitet“.

Man hätte eine mechanische Transmission der Handwerker-Stellung erwarten können, aber dem ist nicht so. Die Terrenaires waren nicht „Müller, Vater & Sohn“, noch nicht einmal Bäcker (Charles Terrenaire hat sich so bald wie möglich von der eigentlichen Tätigkeit als Bäcker befreit). Jede Generation scheint so ihren eigenen *Berufsplan* gehabt zu haben, ihre eigene *Akkumulationsstrategie*; sie hat sich von der vorhergehenden Generation abgesetzt, indem sie eine neue Tätigkeit entwickelte, indem sie *innovativ* wurde; jede Generation hat sich für etwas eingesetzt, was ihrer Eigenart entsprach.

Wenn zwischen den Generationen eine Transmission stattgefunden hat, so scheinbar nicht als *Transmission zum Identischen* wie im Fall des „Landes, das den Bauern erbt“ oder des Rechtsanwaltssohnes, der ebenfalls Rechtsanwalt wird. Die erste Aufgabe des Soziologen scheint uns darin zu bestehen, hinter den Worten die „objektiven“, das heißt, soziostrukturellen Determinationen zu erfassen: Das ist die *strukturalistische Etappe*.

Zunächst fällt die *technische Verwandtschaft* der ausgeübten Berufe auf. Die Gemeinsamkeit der Berufe des Müllers, des Bäckers, des Getreide- und Saatguthändlers und des Viehfutterfabrikanten liegt darin, dass *es immer um Korn geht*. Der Urenkel macht übrigens – genau ein Jahrhundert später und *mutatis mutandis* – dasselbe wie der Urgroßvater, der Müller: Er malt Getreide. Hatte der Müller die Ernährung von Menschen zum Ziel, so der Viehfutterfabrikant die von Tieren. Doch könnte dies nur eine formale Ähnlichkeit sein, sodass ein Schritt weitergegangen werden muss, um herauszufinden, ob diese Serie aufeinanderfolgender Berufe Kontinuität oder Diskontinuität bedeutet.

Der springende Punkt ist, dass es sich nicht nur um eine Transformation und/oder um Handel mit Korn oder daraus weiterverarbeiteten Produkten handelt, sondern dass die beruflichen Aktivitäten der Terrenaire'schen Linie weiterhin auf die Landwirte ausgerichtet blieben, obwohl sie 1875 – mit Baptiste – vom Land in die Stadt abgewandert ist.

Im Lebenszusammenhang jener bäuerlichen Welt, der Baptiste entstammt, wurden Geschäfte sogar noch lange ohne die Vermittlung durch das Geld getätigt. Eines der schönsten Beispiele hierfür ist gerade der „Tausch“, das heißt, der lokale Kreislauf von Weizen-Mehl-Brot: Jeder Bauer brachte dem Müller seinen Weizen und erhielt dafür Mehl (*sein* eigenes Mehl) im Tausch gegen einige Maß voll Weizen. Er konnte dann entweder sein Mehl selbst lagern und auf dem Hof sein Brot backen, oder es dem Dorfbäcker bringen und als Äquivalent Brot für die Dauer eines Jahres erhalten, nachdem ein bestimmter, der Arbeit des Bäckers entsprechender Prozentsatz abgezogen worden war. In diesem komplexen Kreislauf wurde kein einziger Centime bezahlt; der Tausch

erstreckte sich jeweils auf die Dauer eines Jahres; er beruhte offensichtlich auf dem Vertrauen, das die Bauern dem Müller und dem Bäcker entgegenbrachten.

Scheinbar brach Baptiste mit diesem Geschäftsgebaren, als er in die Stadt zog: Was sind die Marktstellen anderes als Märkte? Doch die Realität ist ganz anders. Baptistes Wahl des Ortes, an dem er seine Bäckerei einrichtete (am Ortsrand, an der Straße, die in seine Herkunftsregion führte), wie auch Zwischenbemerkungen in der Erzählung seines Enkels weisen darauf hin, dass diese „städtische“ Bäckerei in erster Linie auf die *bäuerliche* Kundschaft hin ausgerichtet war, auf jene Bauernfamilien nämlich, die Baptiste zweifellos *schon* als Sohn des Müllers Alphonse kannten.

Die Touren, die Baptiste jeden Nachmittag mit dem Pferdewagen ins ländliche Umland unternahm, werden nun in ihrer vollen Bedeutung klar: es war seine *Kundschaft*, ein indirekt vom Vater ererbter Kundenstamm, bei dem er seine Verkaufstouren machte. Erinnern wir uns, dass seine Frau mit Ackerbauprodukten wie Dünger und Saatgut handelte. Wem verkaufte sie ihre Ware? Sicherlich nicht den Städtern, sondern denselben Landwirten, denen ihr Mann sein Brot verkaufte.

Ihr Sohn Charles nahm diese Aktivitäten auf und entwickelte sie weiter; sein eigener Sohn erinnert sich sehr gut daran:

Früher machten wir das Brot mit Sauerteig (...) (Mein Vater) verkaufte manchmal Sauerteig, an Kunden, die ihr Brot selbst machten. Es (gab) viele Leute auf dem Lande, die ihr Brot machten und die den Sauerteig beim Bäcker kauften. Ich erinnere mich sehr gut, als kleines Kind gesehen zu haben, wie meine Eltern Sauerteig verkauften an die Landwirte, die ihr Brot selbst buken (...) Später ist (mein Vater) immer mehr zur Hefe übergegangen.

- Erinnern Sie sich, ob Ihr Vater den Bauern oder den Bewohnern von (Sauveterre) Kredit gewährte?

Ja, er gab Kredit. Oft bezahlten die Bauern ihr Brot in Naturalien, in Weizen oder in Mehl; sie praktizierten das, was man Tausch nennt, der bis 1950/60 praktiziert wurde.

(...) Meine Eltern hatten ein kleines Heft, in das sie regelmäßig ihre Lieferungen eintrugen.

Désiré, der zunächst mit seinem Vater Charles gearbeitet hatte, errichtete nun sein eigenes Unternehmen zur Herstellung und zum Verkauf von Viehfutter. Doch wer waren seine ersten Kunden, wenn nicht – wie man unterstellen kann – genau dieselben Bauernfamilien, *dieselben* Landwirte, deren Urgroßeltern den Weizen auf dem Eselsrücken zum Müller von Beauvallon brachten, zu Désirés Urgroßvater?

Im Laufe von vier Generationen haben sich die den Bauern verkauften Produkte gewandelt. Der Pferdekarren wurde durch einen Wagen mit Gasmotor ersetzt, später durch einen Kleinlastwagen mit Benzinmotor. Doch jenseits dieser Veränderungen gilt es, die Kontinuität in dem *Netz* wechselseitiger Bekanntschaftsbeziehungen herauszufinden, das die in die Kleinstadt emigrierte Familie Terrenoire mit den auf dem Lande gebliebenen Bauernfamilien verbindet. Wiewohl unsichtbar, immateriell, ungreifbar, so bildet dieses Beziehungsnetz dennoch den festen Kern einer Handelsform, die in der Familienlinie Terrenoire von Generation zu Generation transformiert wurde.

Es wird deutlich, dass die Abfolge der Transformationen, denen das Unternehmen Terrenoire unterworfen war, nicht der Phantasie entspringt. Sie entspricht im Gegenteil

genau den einzelnen Etappen der allgemeinen (regionalen, nationalen, ja sogar europäischen) Entwicklung der Landwirtschaft im Laufe eines Jahrhunderts. Die Kontinuität des Terrenoire'sche Unternehmens besteht darin, dass Korn umgewandelt und den Landwirten innerhalb eines bestimmten Raumes zurückverkauft wird. Die Müllerei, die Brotherstellung, die Auswahl von Saatgut, die Fabrikation von Viehfutter, dies sind vier Tätigkeiten gleichen Typs. Jede Tätigkeit ist zu ihrer historischen Stunde aufgetreten, und jedes Mal hat sich ein Nachfahre Terrenoire gefunden, um einer der ersten auf diesem neuen Markt zu sein.

Das bisher Gesagte erlaubt es, die außergewöhnliche *Kontinuität* des Terrenoire'schen Unternehmens über Generationen hinweg zu ermessen. Das Kapital, das von einer Generation der Familienlinie Terrenoire an die nächstfolgenden Generationen weitergegeben wird, beschränkt sich nicht auf ein physisches oder monetäres Kapital; es ist auch und *vor allem* ein Kapital sozialer Beziehungen, von Verbindungen, die im Laufe der Generationen zwischen Familien geknüpft wurden, in einem Universum, das von Stabilität und Dauer geprägt ist. Innerhalb dieses Beziehungsnetzes werden je nach Epoche und folglich je nach Nachfrage der Landwirte die verschiedenen Warenarten zirkulieren – in einem Wort: Es geht hier um das, was man *einen Kundenstamm* nennt.

Dieses „soziale Kapital“ erhält seinen vollen Wert jedoch nur, wenn ein Sohn Terrenoire selbst etwas daraus macht. Darin liegt seine Besonderheit; es ist also eine starke Determination, die – gleiche Verhältnisse vorausgesetzt – versuchen wird, jeder Generation einen Erben zu „entreißen“. Wir finden hier gleichsam eine prägnante Struktur, die genau das aufzuzeigen scheint, was wie eine echte Berufsgenealogie aussieht, eine Berufs-*Linie*, wobei selbst die Abweichung vom einen zum anderen Beruf nur die größtmögliche Anpassung an den Markt widerspiegelt.

Am meisten überrascht vielleicht der immaterielle Charakter dieser Struktur, der sie umso prägnanter macht: Ein physisches Kapital hätte verkauft werden können, und diese Veräußerung hätte, nachdem der Wert des Kapitals so zu Geld gemacht worden wäre, den Erben befreit. Aber ein Kundenstamm dieses Typs lässt sich nicht verkaufen.

Um die ganze soziologische Bedeutung dieses Phänomens zu verstehen, muss mit der Vorstellung gebrochen werden, die wir uns spontan von der Tätigkeit im Handel machen. Es gibt heute keine Tätigkeit, die anonymer ist als diese: Das Verhältnis zwischen dem Kunden und der Kassiererin im Supermarkt, dem Zeitungsverkäufer oder dem Tankwart ist ein kurzfristiges, eng umschriebenes, unpersönliches und fast vollkommen instrumentelles Verhältnis. Doch in der traditionellen Welt, in die unsere Familiengeschichte eingebunden ist, hatte Handel [commerce] einen fast entgegengesetzten Sinn; einen Sinn, den bis in unsere Tage überlieferte altfranzösische Redensarten widerspiegeln: So meint zum Beispiel „il (ou elle) est de commerce agréable“: „er (oder sie) ist ein umgänglicher Mensch“ oder „le commerce des hommes“ so viel wie: „häufig mit anderen zusammenkommen“. In diesem Universum wurde Handel nur zwischen Menschen betrieben, die sich seit langem kannten, sich gegenseitig vertrauten und zudem wussten, dass der Partner nicht von heute auf morgen verschwinden würde. Jede Transaktion beinhaltete eine unauflösliche Soziabilitäts-Dimension.

Die ökonomischen Beziehungen waren noch nicht von den sozialen Beziehungen getrennt. Man könnte vielleicht die Hypothese aufstellen, dass nicht die *berufliche* Stellung der Männer in der Familienlinie Terrenoire ihnen ihren *sozialen* Status verlieh, sondern dass im Gegenteil ihr *ererbter sozialer* Status – die Position einer Familie in

einem Raum von Soziabilität – es ihnen erlaubte, ihre berufliche Tätigkeit auszuüben und weiterzuentwickeln.

War das eigentliche Objekt der Transmission innerhalb der Familienlinie Terrenoire schließlich nicht ein physisches oder monetäres Kapital, sondern eine Stellung auf dem lokalen Markt, eine Stellung, die nicht von der Familienlinie Terrenoire getrennt werden konnte? Dann könnte man die außergewöhnliche Prägnanz dieser „Struktur“ verstehen; dann erhielte die Reproduktions-Idee ihre volle Bedeutung. Jenseits der Unterschiede zwischen den aufeinanderfolgenden Berufen entdecken wir einen dauerhaften Kern; und im Nachhinein erscheinen diese „Unterschiede“ nur noch als Abweichungen, die bei weitem nicht den persönlichen „Orientierungen“ der Männer dieser Familienlinie entsprechen, sondern im Gegenteil deren Vereinnahmung durch einen sich langsam wandelnden ökonomischen Markt zum Ausdruck bringen. Die Veränderungen selbst erscheinen als durch die objektive Entwicklung der Produktivkräfte und des Lebensstandards diktiert: Das ist der Triumph des materialistischen Determinismus.

2. *Das Erforschen des Feldes des Möglichen*

Die strukturalistische Betrachtung in dieser ersten Etappe hat uns zu der Hypothese einer dauerhaften Struktur geführt, dem Netz der im Laufe der Jahre entstandenen Beziehungen zwischen der Familienlinie Terrenoire und den Bauernfamilien im Umkreis von Sauveterre; aus soziologischer Sicht wäre es die *Stellung* im Zentrum dieser Struktur, die in dieser Familienlinie vom Vater auf den Sohn übertragen wird. Die strukturalistische Betrachtungsweise führt schließlich zu einer vollkommenen Umkehr der Perspektive: Wenn in jeder Generation ein Sohn Terrenoire diese Stellung erbt, die ihm mit der Leitung des Familienunternehmens zugewiesen wird, so sieht dies doch nur so aus. In Wirklichkeit greift sich das Unternehmen einen Sohn und erbt so einen Erben.

Das strukturalistische Modell hat den Vorzug der Kohärenz. Diese Qualität macht seine Stärke aus und erlaubt einen ersten *Bruch* mit dem äußeren Anschein. Doch hier sollten wir nicht stehenbleiben, denn die Vorstellung, die uns dieses Modell von der Welt gibt, ist durch ein in dieser Etappe notwendiges Übermaß an Kohärenz verzerrt. Wenn wir zu den konkreten Beobachtungen zurückkehren, die entsprechend den Anforderungen des strukturalistischen Forschungsschrittes vernachlässigt worden sind, dann kommen die wahren Widersprüche wieder deutlich zum Vorschein.

Dass Charles zwei Jahre lang als Bankangestellter arbeitete, bevor er von seinem Vater in die Bäckerei zurückberufen wurde, scheint auf einen gewissen Spielraum im Reproduktions-Mechanismus der Struktur hinzuweisen. In Wirklichkeit bestätigt dies aber nur die Determination: Erst nach dem Tod seines älteren Bruders, dem designierten Erben, wurde Charles zurückberufen.

Aber dass Désiré Sauveterre verlassen hat, um sich für die Offizierslaufbahn in der Marine zu verpflichten, ein Abenteuer, das von 1940 bis 1945 dauert (von seinem 18. bis zu seinem 23. Lebensjahr), scheint nun tatsächlich darauf hinzuweisen, dass nichts von vornherein festgelegt war.

Die „Reproduktion“ der ausgemachten Struktur scheint schließlich endgültig unterbrochen, als Désiré 1968 die Auflösung des Unternehmens Terrenoire beschließt: Der eine Sohn wird Lehrer, der andere Immobilienhändler, Berufe, die nichts mehr mit Korn zu tun haben.

Am meisten überrascht wohl, was uns Désiré über den Wunsch seines Vaters sagt: „*Mein Vater hätte es gern gesehen, daß ich ins Lehramt gehe.*“ Dieser Satz ist im Hinblick auf das oben skizzierte strukturalistische Modell sehr überraschend; er zerstört dessen Kohärenz, weil er aufzuzeigen scheint, dass der Handelnde selbst, durch den die parallelen Linien der Reproduktion verlaufen, nicht im reproduktiven Sinne handelt.

Weniger überraschend ist dieser Satz jedoch für denjenigen, der die ambivalente Einstellung von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden zu ihrem Beruf in der heutigen Zeit kennt, das heißt, im Zeitalter der Konkurrenz zu den großen Industrie- und Handelsgruppen. Zum einen halten sie eine Klage-Rede: Wir werden von den Steuern und den Sozialabgaben erschlagen ... hart arbeiten, um den Staat zu mästen ... mit der Konkurrenz zu den „Dickern“ wird es immer schwieriger ... niemals Urlaub ... zwölf Stunden täglich arbeiten, sechs Tage in der Woche, und noch nicht einmal ein anständiger Ruhestand ... – eine Rede, die, wird sie vor den Kindern gehalten, unweigerlich endet mit: Ich hoffe sehr, dass du etwas anderes machen wirst.

Doch parallel zu dieser Klage-Rede entwickelt sich daraus eine andere, die für jeden typisch ist, der über einen gewissen Entscheidungsspielraum hinsichtlich seiner Arbeitsbedingungen verfügt: eine Rede, die eine gewisse Befriedigung unterstreicht, die entweder an den positiven Aspekten der täglichen Berufsausübung festgemacht wird oder – im Gegenteil – aus einer Bilanz über das ganze Leben resultiert: „Wir haben hart gearbeitet, *aber* wir haben auch etwas erreicht.“

Zwar ist dies nur ein Beispiel für eine jener zahlreichen „zweideutigen Botschaften“, die die Eltern ihren Kindern übermitteln und die natürlich nicht nur bei Handwerkern und Kleingewerbetreibenden vorkommen. Aber gerade aufgrund dieser *grundsätzlichen Ambivalenz der Beziehungen* muss über die strukturalistische Forschungs-etappe, die nur deterministisch, aristotelisch, kartesianisch sein kann, hinausgegangen werden.

Wir haben die Ambivalenz in der Beziehung zur Arbeit gesehen und die Ambivalenz der Rede darüber gegenüber den Kindern (also die Ambivalenz des Verhältnisses der Kinder zu ihrer Zukunft); aber das Konzept der *konstitutiven Ambivalenz sozialer Beziehungen* hat einen weitaus größeren Anwendungsbereich. (Zum Beispiel ist in dem Produktionsverhältnis Arbeitgeber/Arbeitnehmer der Arbeitgeber zugleich derjenige, der dem Arbeitnehmer Arbeit gibt, und derjenige, der ihn ausbeutet.)

Die Ambivalenz der Beziehungen ist nur ein Grund dafür, dass das Leben nicht vorherbestimmt ist; ein anderer Grund liegt in der Vielfältigkeit der Determinationsebenen, die ganz selbstverständlich Situationen schafft, in denen die Determinanten in entgegengesetzte Richtungen drängen: Paradoxerweise schafft diese „widersprüchliche Überdetermination“ so Freiheit, doch eine Freiheit, die erzwungen ist, da die Handelnden in gewisser Weise aufgefordert sind, zu wählen und eine Entscheidung zu treffen [espaces de liberté sous contrainte].

So öffnet sich jedem jederzeit ein *Feld des Möglichen*. Die Jugendjahre des Désiré Terrenoire illustrieren ausgezeichnet diese Situation (scheinbarer) Un-Determiniertheit, in der mehrere Wege eine Zeit lang verfolgt und dann wieder aufgegeben oder auch nur ins Auge gefasst werden („*Es gibt Höhen und Tiefen im Leben, ich habe einmal daran gedacht, Offizier in der Gendarmerie zu werden, aber (...) ich hätte es leicht sein können.*“)

Eine der Aufgaben ethnozoologischer Forschung zur sozialen Mobilität müsste gerade der Versuch sein, dieses Konzept vom Feld des Möglichen zu *denken*. Je nach

dem konkreten Kontext, dem sozialen Milieu, dem Alter, dem Geschlecht usw. gibt es „Möglichkeiten“, die wahrscheinlicher sind als andere, die wiederum sehr viel wahrscheinlicher sind als wieder andere; aber das, was sie hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit unterscheidet, ist genau das, was es aufzuklären gilt. Jedenfalls wäre eine Haltung, die im Namen einer zu engen „positivistischen“ Konzeption der Wirklichkeit nur die *tatsächlich verwirklichten* Schicksale untersuchte, nicht realistisch; denn die nicht verwirklichten Möglichkeiten sind tatsächlich Teil der Wirklichkeit. Wäre dem nicht so, dann wäre es ein Kinderspiel, die Zukunft vorherzusagen ...

3. Der Appell des Familienunternehmens

Noch sind wir nicht fertig mit der Dialektik des Äußeren und des Inneren, der objektiven und subjektiven Determinationen, des Strukturellen und des Innovativen usw. Der Weg ins Abenteuer, von dem Désiré Terrenoire schon geträumt hatte, bevor er ihn einschlug, führte direkt in eine Militärlaufbahn; als er sich darüber klar wird, sagt er uns: „*Mir war klar geworden, daß ich sehr selbständig bin*“; das heißt vom Charakter her zu selbständig, um sich der Militärdisziplin zu beugen. Und wohin führt ihn dieses Streben nach Selbständigkeit, wenn nicht ... wieder zurück, um mit dem Vater im Familienunternehmen zu arbeiten.

Man ist versucht, die Existenz einer *Rückrufkraft* zu unterstellen, die jedes Familienunternehmen auf die Schicksalswege seiner Nachkommen ausübt. Doch die aufmerksame Prüfung der allein in dieser Familiengeschichte gelieferten Hinweise reicht aus, um die Komplexität der Fragestellung aufzuzeigen.

Der deutlichste Fall ist der von Charles, Désiré Terrenaires Vater:

(Mein Vater) das ist eine Geschichte: Er hatte nicht vor, Bäcker zu werden. Einer seiner Brüder sollte die Nachfolge antreten. Aber im Krieg von 14 - 18 sind zwei seiner Brüder an der Front gefallen. Er selbst war kleiner Bankangestellter. Er hatte mit 16 oder 17 Jahren angefangen, doch beim Tod des Bruders, der die Nachfolge antreten sollte, hat er selbst die Nachfolge gesichert (...) Es war unbedingt notwendig, daß er seinem Vater hilft.

Der Fall ist von beispielhafter Klarheit. Der Gründer der Bäckerei hatte einen Erben „ausgewählt“, ohne Zweifel seinen ältesten Sohn, dem er diesen Beruf beigebracht hatte. Schon durch diesen Tatbestand allein schloss er die drei anderen Söhne vom Familienerbe aus: Zwei von ihnen wurden angespornt, Bankangestellte zu werden. (Sicher fiel diese Entscheidung nicht ohne Bezug zur Bäckerei selbst: Es ist wahrscheinlich, dass der Bäcker einen Bankkredit beansprucht hatte, um seinen Ofen zu bauen, und erkannt hatte, wie wichtig es war, zum örtlichen Bankier eine gute Beziehung zu haben.)

Als das Unternehmen, oder vielmehr sein Leiter, sich aus dem Kreis der Söhne einen Erben greift, schließt diese Wahl die anderen aus. Anders gesagt: auch wenn noch so wenig Kinder da sind, erzeugt selbst die Reproduktion des Familienunternehmens gleichzeitig Einbeziehungen und Ausschlüsse, determiniert das Schicksal eines Kindes, während sie die Un-Determiniertheit der Schicksale der anderen hervorhebt. Nur weil es in der Familienlinie der Terrenaires keine Töchter gibt und nur einen oder zwei überlebende Söhne in den letzten Generationen, kommt dieses Phänomen hier nicht in vollem Umfang zum Vorschein.

Der Fall von Charles illustriert diese Logik. Seine Stellung als Benjamin unter vier Brüdern hielt Charles von der Nachfolge fern; im Übrigen war er froh, der Angebundenheit zu entkommen, die das Bäckerhandwerk damals den Bäckern auferlegte; dennoch wird er beim Tod des Bruders, der für die Nachfolge „ausersehen“ war, brutal zurückberufen. Nachdem die schwere Hand des Schicksals den vorgesehenen Plan zerstört hatte, kommt die Rückrufkraft zu ihrer vollen Wirkung. Sich ihr zu entziehen, war in Anbetracht der Lage nicht möglich; es hätte bedeutet, sowohl den Vater im Stich zu lassen wie auch das Andenken des Bruders zu verletzen.

Es fällt nur auf, dass Charles so wenig wie möglich in der Bäckerei arbeitet. Er hat früh geheiratet, und es wäre zu erwarten gewesen, dass er mit seiner jungen Frau eine Art *Arbeitspaar* bildet. Denkbar wäre auch gewesen, dass die junge Frau in dem Laden für Ackerbauprodukte, den die Schwiegermutter aufgebaut hatte, mit dieser zusammenarbeiten würde. Nichts dergleichen – die dritte Lösung, die ursprünglich am wenigsten wahrscheinliche, hat sich durchgesetzt: Charles arbeitete mit der Mutter, während die junge Braut mit dem Schwiegervater ein Team bildete. Die sich so ergebende Arbeitsteilung in *gekreuzte Arbeitspaare* wird später das Schicksal des Kindes Désiré, der hier noch nicht einmal geboren ist, bestimmen.

Tatsächlich sieht sich Désiré – der von seiner Großmutter aufgezogen wurde, von der er die Lust am Reisen erbt – im Jugendalter konfrontiert mit einer transformierten Form des Familienunternehmens: Es ist nicht mehr die vom Großvater gegründete Bäckerei, sondern der von der Großmutter gegründete (und von *demselben* winzigen Laden aus betriebene) Handel, der zur Hauptaktivität, zum „Träger“ des Unternehmens geworden war. Hier hat innerhalb einer Generation eine erste *Metamorphose* des Familienunternehmens stattgefunden. Halten wir an dieser Stelle schon einmal fest, dass sich diese „generationsspezifischen“ Metamorphosen als notwendige Voraussetzungen für den subjektiven (das heißt symbolischen) Einsatz des Erben in das Unternehmen herausstellen könnten: Indem er etwas Neues, etwas Eigenes macht, kann er es sich tatsächlich subjektiv aneignen. Die Ironie liegt nun darin, dass sich die vom Erben eingeführte Neuerung, um erfolgreich sein zu können, unmittelbar an der Entwicklung des Marktes ausrichten muss, sodass sie objektiv vorhersehbar gewesen wäre; glaubt der Erbe dagegen, sich das Unternehmen aneignen zu können, indem er seine persönlichen Phantasmen darin einbringt, ist das Risiko groß, dass er das Unternehmen in den Bankrott führt. Die Praxis, die man gewöhnlich dem Trägheitsprinzip der Struktur entgegensetzt, ist niemals so wirkungsvoll, wie wenn sie mit den sich anbahnenden Veränderungen der Verhältnisse korrespondiert.

Während Désirés Vater Charles, der zunächst von der Erbschaft ferngehalten wurde, brutal und – wie es scheint – gegen seinen Willen zurückberufen worden war, riet dieser seinem einzigen Sohn und somit einzigen Erben dennoch ab, seinen Beruf zu erben. Doch schließlich erbt er ihn doch. Sein Fall illustriert eine andere Modalität dessen, was wir als den *Appell des Familienunternehmens* bezeichnen. Désiré wurde nicht aufgrund seines Geburtsranges berufen, er wurde auch nicht zurückberufen wie sein Vater; er hat gewissermaßen etwas entdeckt, was er lange übersehen hatte: die *Ressource*, die das Familienunternehmen darstellte.

Diese Ressource ist vielfältig. Zuallererst bietet das Familienunternehmen einen Arbeitsplatz, eine Einkommensquelle also. Sicher, Désiré Terrenoire hatte einen Beruf, Artillerieoffizier; doch hat das Waffenhandwerk den Nachteil, dass es in Kriegszeiten

einige Berufsrisiken mit sich bringt. Der Krieg in Indochina hatte gerade begonnen; vielleicht hatte er keine Lust, dorthin zu gehen.

Als mehr oder weniger dauerhaftes *Arbeitsplatzangebot* bietet das Familienunternehmen einen besonderen Rahmen: Hier arbeitet man zu Hause, mit den Seinen. Hier ist die Einarbeitungszeit auf ein Minimum reduziert; hier ist die Kommunikation im Prinzip denkbar einfach.

Aber im Fall von Désiré besteht der dritte Vorteil dieses *objektiven Arbeitsplatzangebots* darin, dass es sich potentiell um einen selbständigen Arbeitsplatz handelt. Sicher ist es kein Zufall, dass er genau dieses Wort verwendet, um zu erklären, weshalb er die Armee verlassen hat. „*Ich war zu selbständig*“, wird er wiederholen. Er, der verlorene Sohn, hatte übrigens dafür gesorgt, nicht mit leeren Händen zurückzukommen, vielmehr verhalfen ihm jene Handelszulassungen, deren Erwerb ihm gelungen war, zu einer gewissen Selbständigkeit gegenüber seinem Vater.⁵ Diese Initiative wird zum Beginn einer neuen Metamorphose des Unternehmens, die zur Folge hat, dass Désiré sich damit identifizieren kann, weil sie sein Werk ist.

Aber diese Familiengeschichte liefert uns noch ein drittes noch überraschenderes Beispiel für den „Appell des Unternehmens“: Es betrifft den zweiten Sohn Désirés, Etienne. 1952 geboren, machte Etienne nach dem Baccalauréat ein Architekturstudium:

(...) aber wie soll ich sagen, er hat gemerkt, daß der Beruf wirklich (...) es gab zu viele, er hat sich als Immobilienhändler in Sauveterre niedergelassen. Er hat eine sehr gute Lage, dem Rathaus gegenüber, in einem Gebäude, das mir ebenfalls gehört: In diesem Haus war früher mein Schwiegervater, der Zahnarzt war. Wir haben seinen Anteil meinem Schwager abgekauft. Er ist ebenfalls Eigentumsverwalter; er hat Vertrauen gewinnen können, er hat seinen Kundenstamm, er ist sehr gut integriert. Er hätte Lehrer an einer Technikerschule werden können; aber auch er, wie sein Vater, ist sehr selbständig, er wollte nicht weiter im Schuldienst bleiben. Jetzt fühlt er sich wirklich wohl in seiner Haut. Meine Schwiegertochter arbeitet mit ihm zusammen; sie kümmert sich insbesondere um die Mietverwaltung. Mein Sohn kümmert sich vor allem um den Verkauf. Er ist Vermögensverwalter. Es geht ihm gut. Und die Enkeltochter geht in die Schule.

Erinnern wir uns, dass das, was von dem vom Großvater 1880 gegründeten Familienunternehmen blieb, „realisiert“ worden war, das heißt verkauft oder vielmehr 1968 von Désiré Terrenoire gegen eine Stellung als Geschäftsführer eingetauscht worden war; und dass jedenfalls spätestens 1978, zum Zeitpunkt, als Désiré Terrenoire in den vorzeitigen Ruhestand ging, nichts mehr davon übrig war. Nun stellen wir fest, dass sich ungefähr zu dieser Zeit einer seiner Söhne als Hausverwalter, Vermögensverwalter und

5 In diesem Zusammenhang scheint uns der Hinweis auf die soziologisch interessante Trichotomie nützlich, die in Italien gewöhnlich zur Berufsklassifikation angewandt wird: Selbständige, Beamte und Lohn- und Gehaltsempfänger. Die Unterscheidung innerhalb der Arbeitnehmerschaft zwischen Arbeitnehmern, die „abhängig“ sind, weil sie ständig vom Arbeitsplatzverlust bedroht sind, und Arbeitnehmern, die einen sicheren Arbeitsplatz haben und dadurch eine gewisse „Unabhängigkeit“ sogar innerhalb der Arbeitnehmerschaft haben, scheint uns überaus treffend (siehe Bertaux 1987). Es ist kein Zufall, wenn Désirés Vater versucht hat, seinen Sohn zum Lehramt hinzuorientieren: Aus der Sicht des Handwerkers oder des Händlers verbindet eine Beamtenstelle die Vorteile der Arbeitsplatzsicherheit mit einer gewissen Selbständigkeit – Selbständigkeit ohne die Risiken: die ideale Kombination.

Immobilienmakler ebenfalls selbständig gemacht hat. Dem Anschein nach gibt es keine *direkte*, objektive Verbindung zwischen den beiden Unternehmen, abgesehen davon, dass das Gebäude selbst, in dem Etienne seinen Beruf ausübt, ihm von seinem Vater geliehen wurde.

Liest man jedoch das vollständige Interview noch einmal, so bemerkt man die Häufigkeit, mit der die von den Terrenaires getätigten *Grundstücksinvestitionen* erwähnt werden. Der Großvater Baptiste ging mit gutem Beispiel voran, indem er nacheinander in derselben Straße zunächst ein erstes, dann ein zweites und schließlich ein drittes angrenzendes Haus kaufte. Sein Sohn Charles hat – ebenfalls in dieser Straße – ein viertes dazugekauft und vielleicht noch andere, die nicht erwähnt werden. Und Désiré Terrenaire kauft ein großes Haus, das der Tante seiner Frau gehörte; 1968 hat er seine Werkstätten zur Viehfutterherstellung zu Wohnungen umgebaut, die er vermietet hat; schließlich hat auch seine Frau ihren Anteil an ererbtem Grundbesitz mit in die Ehe gebracht. Ist es dann Zufall, wenn sich einer ihrer Söhne *gerade* auf dem Immobiliensektor selbständig macht? Oder muss man darin wieder eine *Appell-Wirkung* sehen, die diesmal nicht mehr vom Unternehmen der Familie ausgeht, sondern ein Appell des Familienbesitzes ist?

Gewiss, fast alle Familien von wohlhabenden Händlern und Handwerkern legen ihre Ersparnisse in Immobilien an – eine in Frankreich besonders verbreitete Erscheinung –, doch ohne, dass sie alle gleich eins ihrer Kinder zum Immobilienmakler machen. Es wäre absurd, hier vom Einzelfall auf die Gesamtheit zu schließen. Wenn wir hier eine Verbindungslinie zwischen der Akkumulation des Immobilienerbes über drei Generationen und dem Beruf des Urenkels Etienne ziehen, so können wir damit zeigen, wie groß die *Reichweite* der Transmissionen ist: Die Akkumulation, die ein Vorfahre getätigt hat, kann quer durch die aufeinanderfolgenden Metamorphosen des Familienbesitzes den beruflichen Lebensweg seines Urenkels determinieren.

Der Determinationsgedanke gewinnt hier einen spezifisch humanwissenschaftlichen Sinn. Zu lange – zum Beispiel bei Auguste Comte oder Emile Durkheim, bei Friedrich Engels oder den französischen Strukturalisten – war *Determination* Synonym für *Zwang*. Die naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie war so in ein anderes Universum hineingeschmuggelt worden, in dem sie nichts zu suchen hatte. Zu lange wurde das Soziale als nur aus Zwängen bestehend aufgefasst, die auf den Handelnden lasten, die sich unter Androhung von Sanktionen den Normen ihrer sozialen Gruppe anpassen müssen. Doch neben dem Bestrafungsprinzip existiert zumindest eine andere Form, um erwünschtes Verhalten zu erreichen: das Belohnungsprinzip. Da das Soziale sich nicht nur auf Zwänge beschränkt, sondern auch aus Ressourcen besteht, kann das Vorhandensein von Ressourcen, die dem Handelnden mithilfe eines bestimmten Verhaltens zugänglich werden können, dieses Verhalten ebenso sicher, ja sogar noch sicherer als die Angst vor negativer Sanktion „determinieren“.

Diese neue Verwendung des Determinationskonzepts ergäbe gewiss in den Naturwissenschaften keinen Sinn; aber hatte die alte Verwendung einen Sinn, wenn nicht einen rein metaphorischen? „Gehorchen“ die sozialen Wesen und die Objekte der physikalischen Welt in gleichem Sinne „Gesetzen, die ihre Bewegungen determinieren“? Wenn wir also sagen, dass eine aufsteigende Generation sehr wohl über das, was sie weitergibt, die Gestaltung der Lebensläufe künftiger Generationen „determinieren“ kann, so geben wir dem Begriff Determination nicht den Bedeutungsinhalt von Zwang,

sondern eher den einer begehrten Ressource, die, weil sie begehrten ist, ein vorhersehbares Verhalten erzeugen kann.

III. Eheschließungen, Sozialisation, Aneignung der Kinder

Bisher haben wir so argumentiert, als ob die Existenz der Familienlinie Terrenoire eine Selbstverständlichkeit sei. In Wirklichkeit stellt diese Familienlinie einen Sonderfall dar, a) weil sie sich um einen produktiven Familienbesitz herum gebildet hat und vor allem b), weil jede Generation – dies ist die demographische Besonderheit – nur ein oder zwei Kinder bis zum Erwachsenenalter führt, und zwar immer Jungen.

Diese beiden Besonderheiten machen in der Tat die Familienlinie Terrenoire zu einem annähernd idealtypischen Fall; deshalb haben wir sie auch ausgewählt. Aber selbst in diesem fast idealtypischen Fall müssen wir zur Kenntnis nehmen, wie sehr die Struktur von Verwandtschaftsverhältnissen von der Konstruktion einer Linie abweicht.

Betrachten wir kurz die Tatsache, dass Charles einen Bruder hatte, der sein ganzes Leben lang Bankangestellter blieb, Sauveterre nicht verließ und zwei Söhne hatte (Désirés Vettern), die beide Lehrer sind. Auch sie sind rechtmäßige Terreniores. Wenn sie einen „Seitenzweig“ bilden, so zunächst in Bezug auf unseren Erzähler (Erzähleffekt), aber *auch*, weil der produktive Familienbesitz, den Baptiste aufgebaut hat, Charles vermacht wurde.

So ist es doch wohl der *bewohnte Familienbesitz*, der die Familienlinie Terrenoire hervorgebracht hat, die wir beschrieben haben. Aber eine Familienlinie kann ohne Ehepartner nicht fortbestehen. In jeder Generation führt der Erbe des Besitzes der Familienlinie durch Heirat eine Person einer anderen Familie in seine Familienlinie ein; und die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder sind zumindest *formal* ebenso Teil der einen wie der anderen Familie. Von dieser formalen Symmetrie des Ehebunds aus kann man nur dann zur Vorstellung einer Linie gelangen, wenn ein Dominanzverhältnis zwischen den beiden Familien hergestellt wird, und damit die Kinder zu „Angehörigen“ nur einer der beiden Familien gemacht werden.

Die Familienlinie Terrenoire bietet übrigens eine ziemlich treffende Illustration des Phänomens, das wir – in Anlehnung an die Umgangssprache – das Phänomen des *Ergänzungsteils* [*pièce rapportée*] nennen werden, das heißt: die Situation des Ehepartners, der allein in einen fest geschlossenen Familienverband kommt.⁶

So war es offensichtlich der Fall bei Camille, der Mutter von Désiré Terrenoire:

Etwa 1900 hat man eine Eisenbahnlinie (gebaut). (...) Meine Großeltern mütterlicherseits sind damals (dem Bau) dieser Linie gefolgt, mein Großvater, indem er auf der Strecke arbeitete, und meine Großmutter, indem sie das Restaurant (für die Arbeiter) besorgte. Deshalb wurden meine Mutter selbst und Schwestern meiner Mutter auf dieser Trasse geboren.

Camille war schon sehr jung als Dienstmädchen in Sauveterre in Stellung gegeben worden, weit weg von ihren Eltern. Ihre Heirat hat sie an diesen Ort gebunden. Zudem heiratete sie, die „mit nichts ankam“ – wie man so sagt –, in eine relativ wohlhabende

6 [Die Autoren zitieren an dieser Stelle aus dem Dictionnaire Robert, um auf die besondere Bedeutung von „rapporter“ im Sinne von „hinzufügen, um zu vervollständigen“ hinzuweisen: „rapporté: qui a été ajouté pour compléter“; d. Ü.]

Handwerker-Händler-Familie ein. Es besteht kein Zweifel, dass ihre Arbeitskraft weitgehend vom Familienunternehmen Terrenoire in Anspruch genommen wurde, so sehr sogar, dass ihre Schwiegermutter ihren Sohn zwischen seinem vierten und zehnten Lebensjahr aufzog. Das Unternehmen der angeheirateten Familie hat sie gewissermaßen absorbiert.

Für die Schwiegermutter selbst, Blanche, ist die Situation anders. Sie tritt in der Erzählung ihres Enkels als eine sehr energische, dynamische und innovative Frau in Erscheinung. Vor allem hatte sie sich innerhalb des Unternehmens ihres Mannes einen eigenen Kompetenzbereich geschaffen, indem sie die Art von Handel (mit Ackerbauprodukten) übernahm, den ihre Eltern betrieben. Es ist übrigens dieser Handel und nicht die Bäckerei, den ihr Sohn am Ende übernehmen wird. Schließlich kam Blanche wie ihr Mann aus einer Familie, die einiges besaß. Kurz, bei diesem Großelternpaar schien das Verhältnis etwas ausgewogener.

Doch wie stellt sich dies bei Désiré Terrenoire dar? Als einziger Sohn erscheint er als derjenige, der die Familienlinie Terrenoire, die sich um den Aufbau und die Transmission eines produktiven Familienbesitzes herum entwickelt hat, fortsetzt (aber auch auflöst?). Er hat es verstanden, sein eigenes Unternehmen aufzubauen:

(...) Ich hatte bereits (1945) die Idee, Viehfutter herzustellen.

- Also Ihr eigenes Unternehmen zu gründen?

Genau, (aber) auf ziemlich lange Sicht, weil doch eine Menge an Kapital erforderlich war, das ich nicht hatte. Und meine Frau, die genauso alt ist wie ich, kam dann in die Oberschule und deshalb, weil sie immerhin eine ziemlich gute Schülerin war, (...) war sie eine Klasse über mir, sie hat ihr Baccalauréat mit 17 gehabt, wir kannten uns nicht (...). Es ist paradox, wir sind immerhin sechs oder sieben Jahre auf derselben Oberschule gewesen, sie war eine Klasse höher (...)

Als Antwort auf eine Frage zur Gründung seines Unternehmens hat sich Herr Terrenoire in einen langen, weit abschweifenden Bericht über die Umstände seines Zusammentreffens mit seiner Frau, ihre hinausgezögerte Verlobung, ihre Heirat 1947 usw. verwickelt. Und schließlich:

Und gegen 1950 oder '52 so etwa stand dann die Fabrik, die kleine Fabrik des Großvaters meiner Frau zum Verkauf, und mein Schwiegervater hat zu mir gesagt: „Schau an, das mußt du kaufen.“ (...) Die Räumlichkeiten waren nicht sehr groß, aber der Großvater meiner Frau machte Luxuskonserven und getrocknete Champignons. Das war einer der größten Exporteure getrockneter Champignons auf der Welt. Er war Exklusivlieferant des Zaren von Rußland. (...) Also die Fabrik habe ich gekauft dank meines Schwiegervaters – das muß ich sagen – und meines Vaters.

Tatsächlich verkaufte Charles Terrenoire zur gleichen Zeit die Bäckerei; das Geld wurde sicher zum Kauf der Fertigungshallen eingesetzt. Das Produktivkapital Terrenoire verwandelte sich. Gleichzeitig mit den Betriebsgebäuden kaufte Herr Terrenoire das daran angrenzende Haus:

(Als wir jung verheiratet waren) bewohnten wir eine kleine Wohnung in der R.straße 4 (neben der Bäckerei). Wir sind dort fünf oder sechs Jahre geblieben. (Dann) als wir das Betriebsgebäude vom Großvater meiner Frau gekauft hatten, – man muß sagen, daß da also diese Werkshalle war, aber daneben war ein sehr schönes Haus, das der Tante meiner Frau gehörte. Und das wir ihr auf Rentenbasis abkaufen konnten. So haben wir dann dieses schöne Haus bewohnt in der Zeit (...) bis 71.

(1968), am Tag nach meiner Fusion mit der Genossenschaft, habe ich das Grundstück, auf dem wir (heute) sind, gekauft, mit dem Gedanken zu bauen (...) Dieses Haus war 1971 fertig, und wir wohnen seither dort.

Und mein jüngster Sohn bewohnt das Haus, in dem wir vorher waren.

Die beiden Kinder von Herrn Terrenoire wurden also in einem Haus aufgezogen, das der mütterlichen Seite entstammte. In demselben Haus wohnt heute derjenige der beiden, der als der designierte Erbe erscheint. Sein Maklerbüro liegt in einem Gebäude im Stadtzentrum, „das mir gehört“, hat Herr Terrenoire gesagt, das aber in Wirklichkeit dem Ehepaar gehört: Die eine Hälfte war ein Erbeil der Ehefrau, und die andere Hälfte wurde hinzugekauft.

Dem allem ist noch hinzuzufügen, dass die Herkunftsfamilie von Frau Terrenoire eine in Sauveterre sehr angesehene Familie ist; mehrere Mitglieder dieser Familie haben in Paris studiert. Ist es reiner Zufall, wenn Herr Terrenoire bei der Erinnerung an seine Zeit auf der Oberschule sagt: „Meine Frau war eine Klasse höher“? Wenn man dies alles zusammennimmt, kommt man zu der Frage: Ist nicht vielleicht Herr Terrenoire in seinem Hause das Ergänzungsteil?

In der Tat kann der auf die Gegenwart bezogene Teil seiner Erzählung (von seiner Heirat an) in diesem Sinne noch einmal gelesen werden. Hätten wir die Erzählung seiner Frau oder eines seiner Söhne erheben können, so hätten wir sicher denselben Perspektivwechsel empfunden, den der Leser des „Alexandria-Quartett“ von Lawrence Durrell wahrnimmt, wenn er vom ersten (in der 1. Person geschriebenen) Band zum zweiten übergeht und bemerkt, dass derjenige, den er bisher für den Helden dieser Geschichte gehalten hat, nur eine Randfigur ist, die ohne ihr Wissen von Kräften manipuliert wird, die sie bei weitem übertreffen. Wir begnügen uns hier, ohne ins Detail zu gehen, mit der Behauptung, dass, ausgehend von dieser Hypothese, zahlreiche Züge der Geschichte, wie sie uns Herr Terrenoire erzählt hat, insgesamt gesehen einen neuen Sinn gewinnen. Am Ende dieser Reinterpretation offenbart sich sein unleugbarer sozialer Aufstieg auch als das Ergebnis einer guten Partie.

Sicher, für diese Heirat waren im Wesentlichen persönliche Eigenschaften ausschlaggebend: Eine stattliche Erscheinung, die durch das Tragen der Uniform noch hervorgehoben wurde, das Romantische, das der Entscheidung für den Beruf eines „Seefahrers auf großer Fahrt“ anhängt, eine gewisse Ungezwungenheit im Umgang, die er vielleicht den glücklichen Jahren mit der Großmutter Blanche verdankt ... jedenfalls heiratete er so in eine Familie, die nicht nur wohlhabender, sondern auch seit langem im städtischen Bürgertum fest verankert war. Diese Familie verhalf ihm zu einem erfolgreichen Berufsleben. Und es geschah, was in diesen Fällen häufig geschieht: Er wohnte von jetzt an in der Nähe seiner angeheirateten Familie; seine Kinder wurden die Enkel seiner Schwiegereltern; die Familienlinie, deren letzter Träger er war, räumte den Platz für die Familienlinie seiner Frau, die Lemaires. Sicher, die Kinder tragen

seinen Namen, doch sind sie für die angeheiratete Familie mit großer Wahrscheinlichkeit „Lemaire“; besonders über den jüngsten Sohn wird die Linie Lemaire fortbestehen.

Das generelle Problem, das wir hier über den Einzelfall und das Konzept des *Ergänzungsteils* aufgeworfen haben, betrifft die Rivalität zwischen Familienlinien innerhalb einer ehelichen Verbindung. Wenn durch eine Heirat die Vereinigung zweier Familien formal abgesegnet wird, so kommt es gewöhnlich dazu (und liegt in der Natur der Sache), dass die beiden Familien in einer unausgesprochenen Rivalitätsbeziehung stehen, in der es in Wirklichkeit langfristig um die symbolische Aneignung der Kinder geht.

Wohlgemerkt, es geht nicht um eine psychologische, sondern um eine soziologische Fragestellung. Der junge Mann einfacher Herkunft, aber mit Zukunft, der ein Mädchen aus dem Bürgertum heiratet, mag eine noch so dominante Position in seiner Ehe einnehmen, er wird deshalb nicht weniger das Ergänzungsteil bleiben. Es ließen sich Werten darüber abschließen, dass das Paar eines Tages in einer Wohnung wohnen wird, die es von der Familie der Frau erhalten hat und die in deren Nähe liegt, und dass die Kinder häufiger und vielleicht auch regelmäßiger ihre Großeltern mütterlicherseits besuchen werden. Die relative Häufigkeit der Besuche bei den Großeltern und die Herkunft der Wohnung bilden – zumindest in Frankreich – zwei ausgezeichnete Indikatoren für das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Familienlinien in Hinblick auf die symbolische Aneignung der Enkel.

Nur über einen langen Zeitraum hinweg lassen sich die Auswirkungen des unsichtbaren Werks der Sozialisation ermesen. Derjenige, der im Ehealltag den anderen dominiert, ist am Ende erstaunt, Kinder in die Welt gesetzt zu haben, die ihm nicht ähnlich, ja ihm gleichsam fremd sind. Die Sozialisationsprozesse sind eine wundersame Alchimie, in der sich die psychischen und sozialen Elemente in ständiger Wechselwirkung befinden, wobei sie gern ihre Formen untereinander austauschen. Jedes erwachsene Mitglied der gesamten Familiengruppe (also auch die Mitglieder der erweiterten Familie, die in signifikanter Interaktion miteinander stehen) stellt sich den anderen gegenüber gleichzeitig als psychisches Individuum und als soziales Individuum dar; über jede der verschiedenen Rollen, die ihm seine Stellung zuweist, lässt sich dabei übrigens nur ein Teil jener komplexen und ambivalenten Entitäten herausfiltern, die seine soziale Identität und seine psychische „Identität“ ausmachen.

Diese Interaktionen sind auf Anhieb außerordentlich schwer zu erfassen. Dennoch prägt ihr langfristiges Wirken die Schicksale. Wie die Eule der Minerva haben die Familiengeschichten zumindest den Vorzug, dass sie, wenn auch nicht die extreme Komplexität des Sozialisationsgeschehens, so doch ihre tatsächlichen Ergebnisse sichtbar machen.

IV. Transmission und Transmissibilität

Angesichts der zentralen Bedeutung, die im Bereich der Soziologie der sozialen Mobilität die Relation soziale Herkunft/soziale Stellung im Erwachsenenalter einnimmt, und zugleich angesichts des Schematismus der empirischen Indikatoren, die verwendet werden, um diese beiden „Variablen“ zu „messen“, ist es mehr denn je unumgänglich, über die konkreten Vermittlungen nachzudenken, über die die Herkunft (die Herkunftsfamilie, sozial verortet) das Schicksal beeinflusst.

Wir haben uns hier bemüht, diese Relation mit dem Konzept der „Transmission“ gedanklich zu fassen. Es hat sich gezeigt, dass – selbst wenn wir unsere Untersuchung allein auf die Transmissionen produktiven Familienbesitzes beschränken – diese Frage sich als ziemlich kompliziert erwies. Wie wäre es gewesen, wenn wir uns für die Transmission von Werten, Einstellungen, Vorurteilen interessiert hätten?

Wir waren von der Hypothese ausgegangen, dass der soziale Status Merkmal einer *Gruppe* ist – in unserem Fall einer familialen Gruppe – und dass er sich nicht als solcher übertragen lässt: Nur die Elemente, die ihn zusammensetzen, seien dies ökonomische, bildungsspezifische, relationale, geografische usw., können übertragen werden. Am Ende unserer Untersuchung entdecken wir, dass sogar das Element, dessen Transmission die leichteste, einfachste und die direkteste sein müsste, nämlich das Kapital, sich scheinbar verwandeln musste, damit es sich die folgende Generation aufs Neue aneignen konnte. Die Transmission zum Identischen scheint, weil sie den Erben reifiziert (sie macht aus ihm ein Objekt), etwas Demütigendes an sich zu haben; um zum *Subjekt* des Erbes zu werden, muss der Erbe sich das Erbe *zu eigen machen* und ihm so seinen eigenen Stempel aufdrücken oder – mit Goethe – es erwerben, um es zu besitzen.

Wenn sich dies schon beim produktiven Kapital so verhält – eine der am meisten vergegenständlichten Formen der Elemente, die Bestandteil des sozialen Status sind – so muss es sich umso mehr bei anderen, weniger vergegenständlichten Elementen so verhalten. Der Wille der Eltern, dem einen oder anderen ihrer Kinder ihre – vielleicht unerfüllt gebliebene – Neigung zum Studium, zum Handel oder zu einer künstlerischen oder sportlichen Tätigkeit zu übertragen, läuft erheblich Gefahr, auf den Widerstand der geringen Empfänglichkeit der potentiellen Empfänger zu stoßen. Daraus folgt eine erste Hypothese: *Transmissionen zum Identischen sind die Ausnahme und nicht die Regel.*

Ohne Zweifel sehr viel geläufiger sind die *Transmissionen zum Äquivalenten*. Der Sohn des Bäckers, der Kornhändler wird; der Sohn des Kleinindustriellen, der Immobilienhändler wird; die Zahnarzttochter, die Ärztin wird; dies sind nur drei der zigtausend anderen Beispiele von Transmissionen zum Äquivalent. Der Sohn des Schriftstellers, der Journalist wird, der Sohn des Drehers, der Ingenieur wird, die Tochter der Krankenschwester, die Röntgenologin wird, die Tochter des Polizisten, die Steuerbeamtin wird, so viele Beispiele für das gleichzeitige und untrennbare Nebeneinander von Bewahrung und Transformation. Bewahrt werden kann der mit dem Beruf verbundene soziale Status (der Sohn des Arztes wird Rechtsanwalt) oder der Berufs-Situs (die Tochter der Krankenschwester wird Ärztin) und bildet jeweils den Kern des Äquivalents. Das neue Element, das gleichzeitig Ablehnung des alten und Erneuerung beinhaltet, erlaubt es dem Erben, sich als persönliches Element anzueignen, was ihm in Wirklichkeit übertragen wurde. Es geht nicht nur darum, dass er „etwas macht aus dem, was man aus ihm gemacht hat“, wie Sartre es so schön auf eine Formel bringt, sondern dass er etwas macht aus dem, was ihm übertragen wurde.

Hier scheint es uns erforderlich, einen zentralen Begriff dazwischenzuschalten: die *Übertragbarkeit*. Er soll in Erinnerung rufen, dass alle Elemente, die den sozialen Status der Herkunftsfamilie zusammensetzen, nicht in gleichem Maße übertragbar sind, und zwar unabhängig von der *Empfänglichkeit* der potentiellen Erben.

Einige schematische Beispiele zur Verdeutlichung: Bargeld ist zu 100 % von den Eltern auf die Kinder übertragbar, Grundbesitz (bei einer Erbschaftssteuer von 20 %

des Wertes) zu 80 %. Doch wie hoch ist der *Übertragbarkeitsgrad* eines hohen schulischen oder intellektuellen Niveaus oder einer künstlerischen Begabung? Eines Berufswissens? Einer mit hohem Ansehen verbundenen Position in der Politik? Einer Einbindung in ein geschlossenes soziales Milieu? Unabhängig von dem Willen (und der Fähigkeit) des Vorfahren, etwas zu übertragen, und unabhängig von der Fähigkeit (und dem Willen) des Nachfahren, etwas anzunehmen, weisen diese Elemente sehr unterschiedliche Übertragbarkeitsgrade auf. Sie sind ihnen nur zum Teil wesenseigen; ihre Transmission kann durch verschiedene *Kontexte* weitgehend erleichtert oder behindert werden. Die Übertragbarkeit eines Staturelements variiert direkt proportional zu seinem Objektivierungsgrad und umgekehrt proportional zu seinem Subjektivierungsgrad. (Vielleicht liegt hierin einer der Gründe für den Antrieb, die anderen Staturelemente, wie zum Beispiel Schulerfolg, politische Stellung oder ein hoher Bekanntheitsgrad, in Geld umzusetzen – eine gänzlich objektivierte und folglich übertragbare Form.) Kurzum, der *relative Grad der Übertragbarkeit* offenbart sich als wesentliche Eigenheit der Elemente, die Gegenstand von Transmissionsbemühungen sind. Deshalb kann man sagen, dass man nur das übertragen kann, was man wirklich besitzt, ja sogar: *dass man nur das wirklich besitzt, was man weitergeben kann.*

Weil die Übertragbarkeit vieler Staturelemente gering ist, verwirklicht sich ein großer Teil der Transmissionen als Transformation einer *Ressource* in eine Handlungs Voraussetzung. Zum Beispiel: Das Kapital, das von Baptiste und dann von Charles angehäuft worden war, bringt ein gewisses *Einkommen*, das genutzt wurde, um Désiré unter *guten Schulbedingungen* in der besten Oberschule der Stadt unterzubringen. Diese „Strategie“, die darauf ausgerichtet war, ihn zu einer höheren Ausbildung zu veranlassen, führte als solche zu einem relativen Misserfolg (er wird weder Lehrer noch Offizier sein).

Andererseits war es genau diese Strategie, die ihn in die günstige Ausgangsposition versetzte, um eine gute Partie zu machen. Doch im einen wie im anderen Fall, für den Schulerfolg wie für den *Heirats-,Erfolg*“, musste er vorübergehend eine Zeit der *Praxis* durchmachen. Ebenso wie der Schulerfolg, konnte der Verführungserfolg nicht ohne ein Minimum an Anstrengungen seinerseits erreicht werden. Seine Eltern und das Leben hatten ihm ein Feld des Möglichen eröffnet; aber es lag an ihm, an seiner Praxis, aus einer Möglichkeit Wirklichkeit werden zu lassen.

Diese wenigen Überlegungen können nur eine Richtung aufzeigen, die es ermöglicht, das Dilemma Objektivismus/Voluntarismus zu überwinden, das sich – übertragen auf das Gebiet der Soziologie sozialer Mobilität – in dem Gegensatz zwischen dem „Reproduktions“- und dem „Wettbewerbs“-Konzept sozialer Mobilität niederschlägt.

In Übereinstimmung mit Anthony Giddens' (1979; 1987) Bemühen, den „in der Sozialtheorie tief verankerten Dualismus, der den Objektivismus dem Subjektivismus gegenüberstellt“ (Giddens 1987: 31), haben wir versucht zu zeigen, dass sich Sozio-Strukturelles hinter scheinbar vollkommen freiwilligen Entscheidungen und Handlungen entdecken lässt sowie Praxis im Zentrum dessen, was von weitem aussieht wie reine Reproduktion durch direkte Transmission. Der im Grunde überzeugende Gedanke, dass ein Lebenslauf sehr viel leichter durch die Transmission einer *Ressource* als durch das Auferlegen eines *Zwangs* determiniert – oder eher: konditioniert – werden kann, gibt dem Determinationskonzept einen völlig neuen Inhalt, der das Sozio-Strukturelle *und* die Praxis miteinschließt. Diese Konzeption kommt dem sehr nahe, was

Giddens in seiner Theorie der Strukturierung als „Dualität der Struktur“ bezeichnet, und unsere Fallstudie versteht sich als eine exemplarische Illustration dazu.

LITERATUR

- Bertaux, Daniel (1987): Du monopole au pluralisme méthodologique dans la sociologie de la mobilité sociale, in: *Annales de Vaucresson*, 26, Numéro spécial: Histoires de vies, Histoires de familles, Trajectoires sociales, 305-320.
- Bertaux, Daniel (1987): L'indépendance, la délinquance, et les deux salariats, in: *Annales de Vaucresson*, 26, Heft 1, 279-295.
- Bertaux, Daniel (1991): Slow motion, long duration – the „social genealogies“ approach to social mobility research, in: ders. und Paul Thompson (Hg.), *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford, x-y.
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1981): Ethnosociologie de la mobilité familiale. Éléments théoriques et méthodologiques. Vortrag auf dem „Séminaire international sur les Tendances de la Recherche en Stratification et Mobilité“, UNESCO, Paris 27.-30. April 1981, 13 Seiten (Ms.).
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1984): Familles et Mobilité sociale. Une enquête comparative (in Zusammenarbeit mit Howard Newby und Paul Thompson), Projet de recherche présenté à l'ATP „Comparaisons internationales“, CNRS, Paris (Ms.).
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1986): Families and Social Mobility. Vortrag auf dem XI. Weltkongress für Soziologie (Neu-Delhi), RC „Biography and Society“ (Ms.)
- Bertaux, Daniel und Paul Thompson (Hg.) (1997): *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1984): Histoires de familles, *Informations sociales*, 2, 38-42.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1987): Le projet familial, *Annales de Vaucresson*, 26, Heft 1, 61-74.
- Bertaux-Wiame, Isabelle (1988): Des récits de vie aux histoires de famille, Actes du Congrès 1988 de l'ACSALF, Moncton.
- Geertz, Clifford (1973): *The Interpretation of Culture, Selected Essays*, New York.
- Geertz, Clifford (1986): *Savoir local, savoir global: les lieux du savoir*, Paris (englische Erstausgabe 1983).
- Giddens, Anthony (1979): *Central Problems in Social Theory*, London.
<https://doi.org/10.1007/978-1-349-16161-4>
- Giddens, Anthony (1987): *La Constitution de la Société*, Paris (englische Erstausgabe 1984).
- Glaser, Barney G. (1978): *Theoretical Sensitivity, Advances in the Methodology of Grounded Theory*, Mill Valley, California.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1967): *The Discovery of Grounded Theory: strategies for qualitative research*, Chicago. <https://doi.org/10.1097/00006199-196807000-00014>
- Strauss, Anselm (1987): *Qualitative Analysis for Social Scientists*, Cambridge.
<https://doi.org/10.1017/CBO9780511557842>
- Thompson, Paul (1997): Women, men and transgenerational family influence on social mobility, in: Daniel Bertaux und Paul Thompson (Hg.), *Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility*, Oxford, 32-61.

Aus dem Französischen übersetzt von Angela Rammstedt und Charlotte Heinritz.